



Einiges über den Kehlkopf.

Über kein Organ des Körpers herrscht größere Unwissenheit als über den Kehlkopf. Es gibt daher auch wohl kaum ein zweites Organ, welches systematisch in solcher Weise mißhandelt wird als der Kehlkopf.

Man spreche stets in der natürlichen Tonlage. Der Versuch, dauernd in einer höheren oder tieferen Tonlage reden zu wollen, führt zu schweren Schädigungen des Kehlkopfes.

Ferner hüte man denselben vor Erkältungen.

Wenn man beispielsweise mit sehr erhitztem Körper an ein offenes Fenster tritt, so ist die Erkältung fertig, und diese legt sich in allererster Linie auf den Kehlkopf. Man schützt sich vor Erkältung aber auch durch eine vernünftige Abhärtung. Der Körper muß jeden Morgen kalt abgerieben werden. Ferner ist täglich ein Luftbad zu nehmen, welches mindestens eine Viertelstunde andauern soll. Auch Schwimmbäder sind von Nutzen. Der Hals erfordert noch eine besondere Abhärtung. Niemals soll derselbe mit warmem Wasser gewaschen werden. Auch soll man ihn möglichst freitragen. Es ist bekannt, daß Matrosen infolge der dauernden Entblößung des Halses fast nie kehlkopfleidend werden. Können wir nun auch nicht alle Matrosenkleidung anlegen, so sollte man doch zum wenigsten die Sitte der hohen Stehtragen, gegen welche schon so viel geifert worden ist, nicht mitmachen. Auch das malerisch um den Hals geflügelte Halstuch ist durchaus zu verwerfen. Es verwickelt den Hals und gibt ihn wehrlos dem leisesten Lüftchen preis.

Die übrige Kleidung ist von nicht geringerer Bedeutung für die Gesunderhaltung des Körpers. Zu warme Kleidung, welche die Ausdünstung unterdrückt, wirkt auf Hals und Rachen ungünstig ein. Dr. Demme behandelte einen Kranken mit starker immerwährender Halsentzündung und heilte ihn lediglich dadurch, daß er ihn daran gewöhnte, seine drei Unterleider, zwei Hemden einen Brustvorleger und Magenbinde bis auf ein einziges leinenes Hemd allmählich abzulegen.

Jede Schädigung der Haut kann zu Kehlkopferkrankungen führen. Deswegen sei allen Personen,

die den Kehlkopf für ihren Beruf brauchen, nochmals peinliche Hautpflege eingeschärft.

Von den direkten Schädigungen, unter denen der Kehlkopf zu leiden hat, sind hier zunächst Speisen und Getränke zu nennen, die zu heiß oder zu kalt die Nähe des Kehlkopfes passieren. Wir bewegen uns ja in Extremen. Im Winter können wir es nicht warm genug und im Sommer nicht kalt genug bekommen, und das Ende ist dann gewöhnlich eine Kehlkopfentzündung. Was unsere Hausfrauen im Winter fertig bekommen, grenzt an das Ungeheuerliche. Speisen von 50° Wärme werden uns nicht selten

Pfeffer, Salz und Essig sollten einer Speise nie in größeren Mengen beigelegt sein, sie wirken schädlich auf den Kehlkopf.

Daß der Alkohol dem Kehlkopf ebenfalls nicht zuträglich ist, sollte sich jeder von selber sagen. Wir beobachten es immer wieder, daß Personen, die zu viel Alkohol genießen, mit immerwährenden Halsentzündungen zu kämpfen haben.

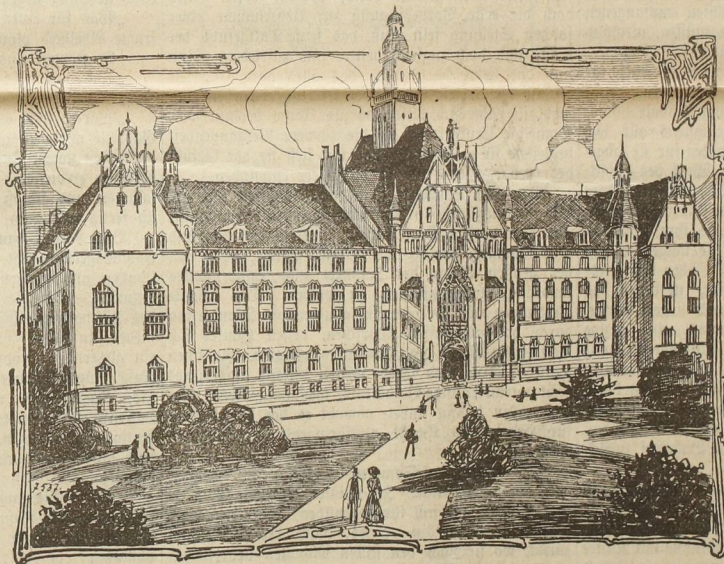
Nicht minder leidet der Kehlkopf unter dem Rauchen. Die Einatmung des Rauches, das Verschlucken des mit Nikotin getränkten Speichels schadet dem Kehlkopf in starkem Maße. Doppelt schädlich

wirkt natürlich das Rauchen, wenn es in Gemeinschaft mit einer Schar von Kumpanen in der engen Wirtschaftsstube vorgenommen wird. Man verschluckt dann ungeheure Mengen Rauch und könnte ebenso gut auf dem Raube eines qualmenden Fabrikföhornsichs sich aufhalten.

Eine allgemeine naturgemäße Lebensweise kommt natürlich auch dem Kehlkopf zugute. Wer einigermaßen Stimme hat, sollte sich mit Gleichgesinnten zu einem Gesangsverein zusammenschließen, bei dessen Sitzungen freilich kein Bier getrunken werden darf. Das Singen kräftigt und stärkt den Kehlkopf und die Lungen. Doch darf man es nicht im Uebermaß betreiben und soll bei Ermüdung des Kehlkopfes sogleich aufhören. Bei Ausflügen, Landpartien usw. soll man unterwegs ebenfalls ein fröhliches Lied ertönen lassen, nur tue man dies nicht etwa auf staubiger Chaussee, sondern im Walde oder in

staubfreier Gegend. Wird während des Singens Staub eingeatmet, schadet das natürlich dem Kehlkopf weit mehr als das Singen nützen kann. Diese Regeln, die von einem jeden befolgt werden sollten, sind natürlich doppelt von denjenigen zu beachten, die durch ihren Beruf als Reisende, Lehrer, Prediger, Dozenten, Schauspieler usw. auf die Stimmorgane vornehmlich angewiesen sind. Solche Personen sollen besonders im Anfang ihres Berufs recht häuslicherisch mit ihrer Stimme umgehen und den Kehlkopf nicht überanstrengen. Allmählich nimmt der Kehlkopf an Kraft zu, so daß er jeder Leistung gewachsen ist. Im Anfang kann man aber nicht vorsichtig genug sein.

Aus Gross-Berlin.



Das neue Amtsgericht für den Wedding-Stadtteil.

vorgefekt, selbst der Säugling erhält seine Milch schon oftmals derartig heiß, daß er sie brüllend abwehrt. Die Manie, die Speisen übermäßig heiß zu genießen, ruft sogar nicht selten Brandblasen im Halse hervor. Daß diese Sitte aufhören muß, ist klar. Die Speisen sollten niemals wärmer als der menschliche Körper sein, das heißt 37° nicht überschreiten. Da es nicht möglich ist, dies nach dem Gefühl richtig zu treffen, muß in jeder Küche ein Thermometer vorhanden sein.

Was von den zu heißen Speisen, gilt auch von den zu kalten. Nie sollte man Eis essen, nie Getränke, die 0° Temperatur besitzen, trinken.

Selbstverständlich wird der Kehlkopf auch irritiert, wenn die Speisen scharfe ägende Bestandteile enthalten.

Jugendtorheit.

Novelle von Adele Reuter.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Tage verließ Gabriele frühzeitig das Haus, um einen am vergangenen Abend gefaßten Entschluß zur Ausführung zu bringen. Sie bestieg die Pferdebahn, die in der Richtung zum Wannseebahnhof führt; eine halbe Stunde später saß sie im Zuge und fuhr dem geliebten Heimatsort entgegen. Sie wollte die Stellen wiedersehen, an denen sie glücklich gewesen war und wollte Rudolfs Mutter aussuchen, um von ihr Näheres über den Freund zu hören. Sie mußte wissen, ob er jene Krankheit damals im fremden Lande überstanden hatte, und wo er augenblicklich weilte. In stille Träume versunken durchwanderte sie bald darauf die ruhigen Straßen der ihr so lieben Vaterstadt, bis sie vor dem ihr so wohlbekannten Hause anlangte, das Rudolfs Mutter einst bewohnte.

Zimmer noch in Gedanken versunken schritt sie durch den kleinen Vorgarten, ohne zu beachten, wie verwahrloht die Wege und Beete dalagen. Sie zog an der Klingel, aber niemand kam, ihr zu öffnen. Nachdem sie eine Weile erfolglos gewartet hatte, wandte sie sich enttäuscht, um den Rückweg anzutreten. Da bemerkte sie an der Gartenspforte einen Zettel, den sie zuvor übersehen hatte. „Dieses Haus ist zu verkaufen. Auskunft erteilt Herr Nellen im Nebenhaus,“ stand in großen Buchstaben darauf geschrieben.

Sie kannte diesen Herrn Nellen nicht, das war ihr lieb, so konnte sie sich bei ihm um so unbefangener nach Frau Hammer erkundigen. Aber eine trübe Ahnung sagt ihr, daß sie nichts Gutes hören werde. Sollte die alte Dame gestorben sein, einsam und verlassen, während der Sohn im fernem Lande weilte?

Ja sie war gestorben, vor einem Jahre, so erzählte ihr der Bewohner des Nachbarhauses; ihr Sohn habe, so viel er wisse, infolge einer in Ostalien empfangenen Schußwunde den Dienst quittieren müssen, niemand wisse aber etwas Näheres von ihm.

Fast mechanisch bedankte sich Gabriele und entfernte sich langsam, in traurige Gedanken versunken. Nun würde sie wohl nie wieder etwas von Rudolf hören. Alle Beziehungen ihrer Jugend, wenigstens alle die, welche ihr lieb und teuer waren, sollten für sie abgebrochen sein — so versank sie den Wink des Schicksals. Traurig und im vollen Bewußtsein ihrer Vereinsamung wanderte sie hinaus zur Glienicker Brücke, an dem Hause vorbei, in dem sie ihr glückliche Jugend verlebt hatte, dann lehnte sie lange an dem Steingeländer der Brücke und schaute über den friedlichen See nach den Gärten hinüber, in denen das Paradies ihrer Kindheit und Jugend liegen mußte. Ach, könnte sie doch nur noch einmal eine einzige Stunde dort wieder so glücklich sein wie damals; wie hätte sie heute dieses Glück würdigen wollen, heute, wo sie wußte, wie schnell das Glück entfliehen kann.

Langsam wandte sie sich endlich wieder der Stadt zu und ging bis zum Endpunkt der Pferdebahn, um durch die stillen Straßen nach dem Bahnhof zurückzufahren.

Zur verabredeten Stunde erwartete sie Frau von Buchheim in dem Restaurant, wo sie sich am Tage vorher getroffen hatten. Nachdem die wirklich gut-herzige Frau Gabriele auf das freundlichste mit Kaffee und Kuchen bewirtet hatte und zwar in so feiner Weise, daß Gabriele in ihrem fast überempfindlichen Stolz sich durchaus nicht beleidigt fühlen konnte, bestiegen die beiden Damen den Wagen, um zu der im Westen gelegenen Villa der Frau Kommerzienrat Nolbing hinauszufahren.

Frau von Buchheim hatte Glück gehabt. Ihre Freundin hatte der alten Frau Kommerzienrat Gabriele in Vorschlag gebracht, und diese hatte den Wunsch geäußert, die junge Dame kennen zu lernen. Das war schon gewonnene Sache.

Eine halbe Stunde später betrat Gabriele mit ihrer Gönnerin den Salon der Frau Kommerzienrat, um gleich darauf in das Heiligtum der alten Dame eingeführt zu werden, ein Zimmer, das halb Schreibzimmer, halb Boudoir, einen äußerst behaglichen Eindruck machte.

Frau Nolbing saß an ihrem Schreibtisch, sie legte gerade die Feder aus der Hand — die wohl schon in der Mitte der Sechziger Jahre stehende, alte Dame mit dem silberweißen Haar und dem feinen, etwas südlichen Gesichtstypus schien noch recht rüstig zu sein. Ein prüfender Blick auf das ernste, blaße, junge Mädchen; dann ein freundliches Lächeln und in kaum einer Viertelstunde war die Angelegenheit zu allseitiger Zufriedenheit geordnet. Gabriele war von der alten Dame verpflichtet worden mit einem Jahresgehalt von vierhundert Mark. Das war weit mehr als sie zu hoffen gewagt hatte nach den bitteren Erfahrungen der letzten Woche, wo man für hundertundachtzig Mark von ihr die Beaufsichtigung von vier Kindern, Kochen, Nähen und Wässern verlangt hatte.

Gabrieles blaße Wangen hatten sich vor Freude gerötet; aber die alte Dame hatte zuvor wohl ihre Blässe bemerkt, und das war das einzige Bedenken gewesen, was sie geäußert hatte.

„Sie sehen nicht sehr stark aus,“ hatte sie etwas bedenkl. gemeint.

„D. ich bin ganz gesund,“ erwiderte Gabriele, und Frau von Buchheim kam ihr schnell zur Hilfe: „Die Pflege und der Tod ihres Vaters hat Fräulein Sarnow natürlich angegriffen. Wie sie sagten, denken Sie ja aber schon nächste Woche nach Ihrem Landst. überzusiedeln. Die gute Landluft wird Fräulein Sarnow gewiß bald wieder rote Wangen bringen.“

VI.

Wenige Wochen später bewegte sich Gabriele so ruhig und sicher in dem stattlichen Landhause der Frau Kommerzienrat umher, als habe sie niemals Not und Elend kennen gelernt. Das schlanke und so stille junge Mädchen hatte, ohne es zu wollen, Frau Nolbing bald bezauert, sodaß diese überglücklich war im Besitz ihrer neuen Gesellschafterin. Alle die Eigenschaften, die sie bisher vergeblich an ihren Gesellschafterinnen gesucht hatte, obwohl deren Besitz doch die erste Vorbedingung zur Uebernahme einer solchen Stellung sein muß, das seine Taktgefühl, der ernste und doch zugleich heitere und zufriedene Sinn und das liebreiche Gemüt, das alles hatte Gabriele sich in der harten Schule des Lebens erworben; obwohl sie selbst sich dieser Vorzüge kaum bewußt war. Doch die Erinnerung an die schwere Vergangenheit begleitete sie zu jeder Stunde und ließ sie das Gefühl des Geborgenseins um so dankbarer empfinden.

Der stille Landaufenthalt sagte Gabriele sehr zu. Sie war entzückt von dem altertümlichen Herrenhause, von dem großen Park mit den uralten Bäumen und dem Gutshof, den sie nie betreten konnte, ohne von der großen Schar des Führer- und Taubenvolkes umdrängt und umflattert zu werden. Das höchste Vergnügen war ihr aber die allabendliche Wanderung durch das atmosp. Dörfchen, dessen Häuser sich dicht an die Mauer des Gutsparkes drängten. Zwischen Frau Nolbing und ihren Leuten bestand noch jenes recht patriarchalische Verhältnis, wie man es heute nicht mehr allzu häufig findet, obwohl es das Ideal eines für Herrn und Knecht glückbringenden Zusammenlebens ist.

So verging der Sommer in ruhiger Zufriedenheit und ländlicher Stille. Im Winter begleitete Gabriele ihre Herrin, die sich ihr gegenüber immer mehr als mütterliche Freundin erwies, nach der Hauptstadt zurück, wo sie nach den stillen Monaten der Zurückgezogenheit dankbar die ihr gebotenen Zerstreuungen genoß. Vier glückliche Jahre verlebte Gabriele in diesem angenehmen Wechsel zwischen der Beschaulichkeit des Landlebens, dem anregenden Getriebe der Großstadt und genußreichen Reisen.

Wieder war der Sommer gekommen, der den Guteleuten von Hochkirchen die geliebte Herrin zurückbrachte. Die alte Dame lehrte gerade, auf Gabriels Arm gestützt von ihrer ersten Wanderung durch das Dorf zurück, als sie an dem Tore der seit Jahren bekannte Briefbote begrüßte.

„Ah, ein Brief von meiner Nichte Adelheid,“ sagte Frau Nolbing zu ihrer Begleiterin, nachdem sie einen prüfenden Blick auf den ihr eingehändigten Brief geworfen hatte. „Was mag sie schreiben? Ich hoffe sie kündigt mir ihren so lange versprochenen Besuch an.“

Und in der Tat enthielt der Brief diese Nachricht, die bald das sonst so stille Herrenhaus in ungewohnte Aufregung versetzte.

Gabriele erwartete mit großer Spannung den Besuch dieser Lieblingsnichte der Kommerzienrätin, von der sie soviel schon erzählen hörte — Gutes und weniger Gutes; denn die alte Dame war gerecht und verschwiegte keineswegs die Fehler ihres Lieblings. Adelheid war die Tochter des einzigen Bruders der alten Dame, der als Konsul in Wien lebte, wo Adelheid eine große Rolle in der Gesellschaft spielte. Das Bild, welches die alte Dame ihr von der verwöhnten jungen Weltbame entwarf, erinnerte Gabriele lebhaft daran, daß auch sie einst eines jener oberflächlichen, gefallsüchtigen Mädchen gewesen war, wie die Gesellschaft sie erzieht. Wie gut hatte das Schicksal es mit ihr gemeint, daß es sie in jene harte Schule geschickt hatte, aus der sie erst als brauchbarer Mensch hervorgehen sollte.

* * *

„Wollen wir nicht einen Spaziergang machen, Fräulein Sarnow? Es regnet kaum noch, und es ist so gräßlich langweilig, den ganzen Tag so still zu Hause zu sitzen. Finden Sie das nicht auch?“

Adelheid stand neben Gabriele und betrachtete deren schlanke Hand, die eifrig die Feder über das Papier führte. Gabriele hatte den Regentag benutzt, um allerlei nötige Geschäftsbriefe für ihre Herrin zu erledigen; sie hatte sich dabei durchaus nicht gelangweilt; im Gegenteil war ihr die Zeit nur viel zu schnell vergangen. Aber sie mochte dem jungen Mädchen den Wunsch nicht verjagen, das zierliche, kindlich schmeichlerische Wesen hatte sie gar bald bezaubert.

„Lassen Sie mich nur noch diesen Brief schließen. Es wird kaum länger als eine Minute dauern,“ entgegnete sie, emsig weiter schreibend, und die andere blieb geduldig neben ihr stehen.

„Was für einen seltsamen Ring haben Sie da?“ fragte Adelheid plötzlich, lebhaft interessiert.

„Er stammt aus Indien.“

„Waren Sie schon in Indien?“

„D. nein! Ich erhielt ihn von einem Freunde.“ „War er jung oder alt?“ und Adelheid betrachtete Gabriele mit viellegendem Lächeln.

„Von einem Jugendfreund,“ entgegnete Gabriele, verlegen erröthend. Dastig faltete sie den Brief zusammen und schloß den Umschlag. „So, nun bin ich fertig und gern bereit, Sie zu begleiten.“

Bald darauf wanderten die beiden jungen Damen, wohlhausgerüstet mit wasserdichten Mänteln, Gummischuhen und hochgeschürzten Kleidern die Landstraße hinunter. Der Regen hatte nachgelassen, aber von den Büschen und Bäumen fielen noch schwere Tropfen nieder, an jedem Grashalm saß, einer Träne gleich, ein glitzernder Tropfen und hier und dort stand am Fuße eines Baumes oder in einer Raderfur eine große Wasserlache. Bald zweigte sich von der breiten Landstraße ein schmaler Fußweg ab, der sich in anmutigen Windungen, bald im Walde verschwindend, bald wieder auftauchend, bis zu der nahen Hügelkette hinaufzog.

„Lassen Sie uns dort hinaufgehen,“ schlug Adelheid vor. „Ein Fußweg pflegt abwechslungsreicher zu sein als die breite Landstraße und ist auch nie so schmutzig.“

„Wissen Sie auch, wo dieser Weg hinführt?“ meinte Gabriele lächelnd. „Er mündet geradeswegs auf eine Besitzung, der ich den Namen ‚Bewunschenes Schloß‘ gegeben habe. Er ist mein Lieblingsplatz hier in der Nähe.“

„Um so besser. Ich bin wirklich neugierig, ihn kennen zu lernen. Ich hätte übrigens nicht geglaubt, daß Sie Sinn für Romantik haben?“

„Nicht? Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“ antwortete Gabriele lächelnd.

„Weil Sie nie von Liebe gesprochen haben, was wir jungen Mädchen doch sonst so gern tun.“

„Ich habe keine Zeit, an Liebe zu denken,“ meinte Gabriele, ernst vor sich hinblickend, und ihre Begleiterin ahnte nicht, daß in demselben Augenblick das Bild eines jungen Mannes in Seemannsstracht vor ihrem Gesichte auftauchte. Als Gabriele sich aber

bei dieser immer häufiger wiederkehrenden Rück-
erinnerung ertappte, überzog eine verräterische Röte
ihre Wangen. Mit einem schuen Blick streifte sie
das junge Mädchen an ihrer Seite. Hatte dieses sie
beobachtet und den schnellen Farbenwechsel auf ihren
Wangen bemerkt?

Adelheid aber ging, in tiefes Sinnen versunken,
neben ihr her. Ihre Tante hatte ihr gar mancherlei
was sie aus dem Leben ihrer jungen Gesellschafterin
erfahren hatte, erzählt, und diese Berichte hatten einen
tiefen Eindruck auf das bisher so leichtlebige, junge
Mädchen gemacht.

Eine jede in ihre Gedanken verloren, gingen die
beiden Gefährtinnen schweigend neben einander her,
bis Adelheid plötzlich in den lauten Ruf ausbrach:
„Ach, wie entzückend! Das ist wohl das „Ver-
munschene Schloß“, wie Sie es nennen? Nein, ist
das ein reizendes Stüchchen Erde!“

Sie waren vor einem Gartentore angelangt, dessen
in Schmiedeeisen gearbeitete, mit reicher Ornamentik
gefüllte Flügel ein Meisterstück des Kunstgewerbes
waren. Den steinernen Torbogen krönte ein in Stein
gehauener Greif, offenbar das Wappenbild des früheren
Besizers, denn dasselbe Steinbild kehrte überall wieder
an den steinernen Ruhebänken, über dem Portal und
an der breiten Fassade des stattlichen Hauses, das
man in einiger Entfernung liegen sah. Die schmalen
Wege des verwilderten Gartens waren fast ganz zu-
gewachsen von dem ungehemmt wuchernden Gebüsch,
um die Stämme der Bäume rankte sich der Eisen,
und die lustig emporkletternden Schlingrosen ver-
bedeten fast ganz die Fenster des Hauses. Auf dem
rechten Flügel des alttümlichen Gebäudes ragte ein
Turm empor, der sich gar romantisch abhob von dem
dunklen Hintergrunde hoher Pappeln.

Darüber stand die noch von feuchten Schleiern
umhüllte Sonne, deren Strahlen noch ein wenig
zögernd über die grün bewachsenen Mauern des
Laufes hufschien und mit den Rosen, die noch schwer
herniederdingen vom langandauerndem Regen, spielten
und kofen.

„D, Welch ein reizendes Besitztum! Wen mag es
wohl gehören?“ rief Adelheid ganz begeistert; aber
ihre Begleiterin vermochte ihr keine nähere Auskunft
darüber zu geben.

„Früher soll ein wunderliches, altes Fräulein in
dieser reizenden Einsamkeit gehaust haben,“ berichtete
Gabriele. „Man erzählt sich, daß die Bücher ihrer
liebsten Freunde gewesen seien. Jetzt ist es, wie Sie
wohl sehen, unbewohnt, aber in wenigen Wochen
schon wird der neue Besitzer, wunderbarer Weise
dieses Mal ein einzelner Herr, hier einziehen. Den
Namen habe ich noch nicht erfahren; doch soll er aus
meiner Heimat stammen. Ich bin wirklich neugierig,
ihn kennen zu lernen. Aber ich glaube, wir müssen
nun heimkehren, Ihre Frau Tante wird sonst un-
gebulbig werden.“

VII.

„Lassen Sie uns doch heut an der Villa Greif,
dem verwunschene Schloß, vorüberfahren, liebe
Gabriele,“ bat Adelheid wieder einmal sechs Wochen
später die Gesellschafterin ihrer Tante, mit der sie
sich inzwischen eng befreundet hatte. Das feste „Sie“
mit dem die beiden jungen Mädchen einander noch
immer anredeten, war nur eine Form, die sie der
Leute wegen beibehalten hatten. Innerlich standen
sie sich sehr nahe und Adelheids Wesen vertiefte sich
zusehends unter dem Einfluß der ersten, durch das
Leid geläuterten Freundin.

„Der neue Besitzer soll sich jetzt dort häuslich
eingrichtet haben. Vielleicht haben wir Glück und
sehen ihn am Fenster oder im Garten. Ich bin
wirklich neugierig, seine Bekanntschaft zu machen!“

„Herr Hammer selbst soll noch garnicht da sein,
erzählte mir der alte Christian erst heute Morgen,“
berichtete Frau Kommerzienrat Nolding lächelnd. „Du
müchtest ihn wohl recht bald in Deinen Netzen fangen,
meine liebe Adelheid? Er wäre allerdings eine gute
Partie; wie ich erzählen hörte, soll er sich in wenigen
Jahren im Auslande ein Vermögen erworben haben,
das er nun hier in aller Ruhe verzehren will. Er
soll ganz allein stehen, das heißt allerdings auch noch
zu haben sein; doch brauchst Du Dir deshalb keine
allzu großen Hoffnungen zu machen, liebes Kind.

Man sagte mir nämlich auch, daß er ein sehr sonder-
barer Herr sein müsse und wie es scheint, ganz zurück-
gezogen leben werde.“

„Das schadet ja nichts, liebe Tante,“ entgegnete
Adelheid munter. „Ich will ihn ja garnicht fangen,
nur kennen lernen, und das ist doch wohl nicht so
schlimm, liebes Tantschen? Dürfen wir fahren, die
Braunen, Tantschen? Ich will auch recht vorsichtig sein!“

Dem zärtlichen Schmeicheln der geliebten Nichte
vermochte Frau Nolding nicht zu widerstehen, und
so fuhren die beiden jungen Damen gleich nach Tisch
in dem von den feurigen Braunen gezogenen, leichten
Phaeton davon.

Gabriele hatte sich nicht geweigert, die Freundin
zu begleiten, obgleich der von Frau Nolding genannte
Name des neuen Besitzers von Villa Greif ihre Seele in
heftige Erregung gebracht hatte.

Hammer! War es Rudolf Hammer, der hierher
gekommen war, um die mühsam erkämpfte Ruhe ihres
Herzens zu süßen? Wie? Wenn sie ihn wieder sehen
würde? Ob er sie wohl wieder erkennen würde?

Mit diesen Fragen innerlich beschäftigt, achtete
Gabriele nicht darauf, daß die Braunen heute

und die beiden jungen Damen wurden nicht allzu
sanft auf die Straße geschleudert.

„Sie haben sich doch nicht verletzt, meine Damen?“
Ein Herr steht vor ihnen und reicht Adelheid die
Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.
Adelheid ist völlig heil, sie springt schnell auf und
eilt zu der Gefährtin, die mit fast entsetztem Blick
auf den vor ihr stehenden Fremden blickt und keine
Miene macht, sich zu erheben.

„Sie haben sich doch nicht wehe getan, Gabriele?“
fragt Adelheid in besorgtem Tone; aber die andere
schüttelt nur stumm den Kopf.

Der Herr im weißen Flanellanzuge wendet sich
den Pferden zu, die er noch immer mit starker Hand
am Zügel festhält. Er sucht sie zu beruhigen, um
sie auszuspannen und dem Tore zuzuführen, wo der
herbeieilende Bediente ihm die Zügel aus der Hand
nimmt. Inzwischen hat Adelheid die Freundin auf-
gerichtet; doch Gabriele lehnt sich, leise seufzend, an
ihre Schulter. Der rechte Fuß schmerzt heftig; aber
dieser Schmerz tut ihr wohl, er betäubt den brennenden
Schmerz in ihrer Seele. Was ist mit ihr geschehen?
Ist es wirklich wahr? Hat das Schicksal sie wieder
mit Rudolf zusammengeführt? Ihre Seele zitterte in
heftigster Erregung, während er sie so kalt und ruhig
angesehen hatte, als hätte er sie nicht einmal erkannt.
Auch er hatte sich sehr verändert. Er sah jetzt älter
aus, als er war; denn sein Antlitz trug einen scharfen,
bitteren Zug, der nicht zu seinen Jahren paßte.
Dazu gab ihm die vom längeren Aufenthalt im
Süden gebräunte Gesichtsfarbe und der volle Bart
ein ganz verändertes Aussehen. Sein Auge hatte
nicht mehr wie einst den Blick voll jugendlichen
Mutwillens und inniger Zärtlichkeit, sondern er war
hart und verschlossen, und dieser Blick hatte jede leise
Hoffnung in ihrem Herzen erdrückt.

Auf den Arm der Freundin gestützt betrat Gabriele
den lauschigen Garten, wo sie auf einer nahen Bank
Platz nahmen. Rudolf trat in das Haus und be-
auftragte die Wirtschafterin, den Damen draußen im
Garten Tee zu servieren. Dann ging er in den
Stall und gab dem Kutscher Befehl, seinen Wagen
anzuspannen und vorzufahren. Der letzte Phaeton
der Kommerzienrätin war ziemlich beschädigt; er
mußte leer nach Hause geführt werden.

Nachdem Rudolf Hammer alle diese Anordnungen
getroffen hatte, kehrte er wieder zu den Damen zurück.
„Wir kennen uns ja noch von früher her, Fräulein
Sarnow,“ wandte er sich zu Gabriele. „Wollen Sie
mich bitte vorstellen!“

Erstaunt blickte Adelheid von einem zum andern.
„Wie? Sie sind alte Bekannte? Warum sagten
Sie mir das nicht gleich, Gabriele?“

„Ich war so bestürzt über unseren Unfall,“ ent-
schuldigte sich Gabriele verwirrt.

Nachdem die gesellschaftlichen Formen erfüllt
waren, saßen die drei wohl über eine halbe Stunde
auf dem lauschigen, grünmüchigen Plätzchen zu-
sammen. Der Tee wurde gebracht; Rudolf bediente
seine Gäste und plauderte mit Adelheid, während
Gabriele stumm dabei saß und ihre Augen durch den
lauschigen Garten wandern ließ, während sie sich
immer wieder heimlich fragte, ob sie nicht träume.

Der Wagen war schon lange vorgefahren, als
Rudolf Hammer die Damen zur Gartenpforte hinaus-
leitete. Gabriele trat vorsichtig auf; denn der ver-
stauchte Fuß schmerzte sie sehr.

„Warum sagten Sie uns heute Mittag nicht, daß
Sie Herrn Hammer kennen, Gabriele?“ fragte Adelheid
die Freundin auf der Heimfahrt und warf ihr von
der Seite einen forschenden Blick zu.

„Ich mußte doch nicht, daß der neue Besitzer der
Villa Greif mit Rudolf Hammer identisch sein könnte,“
entgegnete Gabriele äußerlich ruhig.

„Ist er ein Jugendfreund von Ihnen?“

„Ja, wir kannten uns von Kind auf.“

„War er es, der Ihnen jenen Ring schenkte?“

„Allerdings; aber warum fragen Sie soviel?“
ermwiderte Gabriele ausweichend.

„So haben Sie heute sich geliebt, Gabriele,“
forschte Adelheid unbeirrt weiter; denn dieser Fall
interessierte sie sehr.

„Jedenfalls lieben wir uns heute nicht mehr,“
meinte Gabriele mit bitterem Lächeln.

O dieser Himmel im Kindesaug'.

O dieser Himmel im Kindesaug',
Wie klar und rein!
Des seligsten Friedens Schönheit blaut
In ihm allein.

O tief, so märchenhaft groß und weit
Der süße Blick —!
Die Stunden der eignen Kindlichkeit
Ruft er zurück.

O dieser Himmel im Kindesaug',
So fromm, so rein!
Ich schaue mit zitternder Andacht still
In ihn hinein.

Und eine Sehnsucht, gar heiß und bang,
Ergreift mein Sein —
D könnte ich rein und gut, mein Kind,
Wie Du stets sein!

O dieser Himmel im Kindesaug',
So still und mild!
Wie er mit ruhigem Frieden mir
Die Seele füllt.

Wie er mich tröstet und stärkt und laßt,
So lieb und lind —
D daß auch ich draußen im Kampfe blies
Ein Kind, ein Kind!

Johanna André.

stärklicher denn je vorwärts eilten, und das Adelheid
trotz all ihrer Kraft, Mühe hatte, sie zu zügeln. Jetzt
stieg die schmale Fahrstraße, auf der sie sich heute
in entgegengesetzter Richtung Villa Greif näherten,
ziemlich steil in die Höhe; die Braunen mußten sich
wader anstrengen und vergaßen deshalb für eine
kurze Weile ihre mutwilligen Streiche. Adelheid
durfte nun die Zügel etwas lockerer halten, und sie
benutzte diese Pause, um der Freundin einen prüfenden
Blick zuzuwenden. Kopfschüttelnd sagte sie dann:

„Wie still Sie heute sind, liebe Gabriele! Was
fehlt Ihnen? Macht Ihnen unsere Fahrt keine
Freude?“

„D doch; mir fehlt auch nichts, Adelheid.“
„Wissen Sie noch, wie wir vor längeren Wochen
bald nach meiner Ankunft jenen schmalen Fußweg,
den wir bald kreuzen werden, heraufgewandert sind?
Wie schöne Wochen haben wir seitdem schon zusammen
verlebt!“

Sie waren auf der Höhe angekommen und nun
begannen die wilden Braunen wieder ihren tollen
Lauf. Und dann gab es plötzlich einen Knack; der
leichte Wagen fuhr gegen einen Felsstein, schlug um,

„O, Sie kennen doch gewiß das schöne französische Sprichwort: „On revient toujours à ses premières amours,“ citierte Adelheid, schelmisch lächelnd. „Tanten muß ihn einladen; er wird sicher auch ihr gefallen.“

Schon aus Dankbarkeit für seine ritterliche Hilfe und in zweiter Linie auch aus Neugier, sandte Frau Kommerzienrat Nolding dem interessanten Einfieler auf „Villa Greif“ kaum eine Woche später eine Einladung zum Diner. In Adelheid erwachte bei dieser Gelegenheit wieder die seit einiger Zeit schlummernde Freude am gesellschaftlichen Leben, und sie sah erwartungsvoll dieser Unterbrechung in dem stillen Einerlei des ihr schon lieb gewordenen Landlebens entgegen.

Gabrielle aber hatte ein geheimes Grauen vor dem Donnerstag, an dem sie wieder Rudolf Hammer begegnen sollte. Wie oft hatte sie ein solches Wiedersehen herbeigeführt, und nun der Zufall — oder war es vielleicht der strenge Arm des Geschicks, der ihr auch diese Prüfung nicht ersparen wollte? — diese Begegnung herbeigeführt hatte, wußte sie, daß ihr die teuerste Erinnerung an eine schöne, vergangene Zeit getrübt worden war.

(Schluß folgt).

Landwirtschaft, sowie agrarische Unternehmungen an seine Scholle fesselten.

Morlaines war verheiratet.

Mit aufrichtiger Freude stellte er sein Heim zur Verfügung seines wiedergefundenen Schulkameraden, der die Gastfreundschaft jedoch in so schmählicher Weise belohnte.

Gisela war allerdings die einzige Frau in der Umgegend, die seinem Geschmack zusagte, ein Grund, der genügte, sein Gewissen zu beschwichtigen.

Stalys rüstete sich zum Aufbruch. Hector erhob sich gleichfalls und bemerkte:

„Die Nacht ist heute wundervoll. Ich werde Dir ein Stück Weges das Geleit geben und dabei ein Pfeischen schmauchen.“

„Pfiu, Du böser Mann,“ schmolte scherzend Gisela, „Du willst Dein armes Weibchen ganz allein lassen?“

Dabei reichte sie ihrem Gatten die Stirn zum Kusse, welche dieser mit leisem Hauch berührte.

Hierauf gingen die beiden Männer fort.

Hoch wölbte sich das Firmament in seinem dunklen, nächtlichen Blau über ihnen, besät von unzähligen, gleich Diamanten funkelnden Sternen; der hartge-

Auf schmalem Feldwege, die unbewegliche Reihe der Telegraphenstangen entlang, deren Drähten sie sich deutlich von dem winterlich-dunklen Blau des Himmels abhob, schritten die beiden Männer dahin.

Jenseits dehnte sich die Ebene öde und verlassen aus, bereit, sich unter dem Leigentuch des Schnees zu begraben. Weit unten am Horizont flackerte das rote Licht einer Signallaterne.

Plötzlich machte Morlaines Halt; ohne ein Wort zu sagen, hob er seine Fäuste gen Himmel und ließ sie dann schwer auf die Schultern Stalys niederfallen, der unter der Wucht dieses Schlages schwankte und zusammenbrach.

Hierauf kniete Morlaines auf den niedergeworfenen Stalys, drückte dessen Mund gegen den Erdboden, um ihn am Schreien zu hindern, knielte und fesselte ihn. Dann schleifte er ihn über die Palissaden auf das Geleis und legte ihn mit dem Hals auf die Schienen, deren eiserne Kälte dem Ueberfallenen wie ein schneidendes Messer dünkte.

Hierauf erhob sich der betrogene Gatte, zog langsam seine Uhr hervor, deren Zifferblatt er bei dem schwachen Licht seiner brennenden Pfeife konsultierte, und sagte:

„Der Expres muß in 52 Minuten passieren.“

Betäubt durch den plötzlichen Angriff und halb erstarrt durch die Faust Morlaines', hatte noch kaum einen Schrei versucht, dann hatte ihn seine Machtlosigkeit willenlos gemacht.

Die eiserne Berührung mit der Schiene erweckte ihn jedoch aus seiner Lethargie, ohne daß er sich seiner Lage bewußt war. Erst die Worte Hectors enthüllten ihm das Schreckliche seiner Situation, und vor Entsetzen sträubte sich auf seiner schauernden Haut sein Bart- und Hautthaar.

Die Todesfurcht verlieh ihm neue Kraft. Durch einen Schwung, den er sich mit der Hüfte gab, entriß er seinen Hals der Schiene, die ihn wie die Halskrause einer Guillotine drückte, und in sich zusammengekrümmt, rollte er den Damm hinab.

Der Rächer hatte ihn aber wieder gepackt. Von neuem stieß er ihn auf die Schiene nieder und band

die Enden des Knebels daran fest.

„So, jetzt versuche, zu mußtlen!“

Düstere Verzweiflung bemächtigte sich des Unglücklichen. Er war rettungslos verloren.

Zwischen den Augenlidern, die er geschlossen hatte, um den häßlichen, wilden Blick seines Henkers zu vermeiden, quollen langsam dicke Tränen hervor.

Stalys meinte in der Hilflosigkeit seiner Lage, aus Furcht vor dem Tode.

Sein Gegner höhnte:

„Du weinst, noch?“

O, dieser Zeuge, den seine Tränen ergößten. Er wollte sie ersticken, aber widerstandslos quollen sie, Tropfen für Tropfen, hervor und rollten die Wangen hinab, ihn, den Gefesselten, mit ihrer Bitterkeit benetzend.

Noch rührte sich nicht mehr, überzeugt von der Vergeblichkeit jeglicher Anstrengung.

Dennoch erfüllte ein Gedanke sein Hirn und verstärkte das blutigen Schäum. Und doch war der Tod selbst noch nicht das Schlimmste seiner Leiden; aber die Erwartung desselben, dieses Raffinement der

Zu den Vermählungsfeierlichkeiten in Gmunden.



Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin mit Prinzessin Alexandra von Cumberland.

Auf den Schienen.

Uebersetzung aus dem Französischen. Von Paul Müller.

Kaum hatte sich noch nach dem langen Kuß aufgerichtet, den er, gestützt auf die Lehne des Sessels, in dessen Kissen die junge Frau ruhte, in vollen Zügen von den schwellenden Lippen Giselas gepflückt, da gewahrte er den hereintretenden Gatten.

Ein hastiger, erschreckter Blick suchte das Gesicht seines betrogenen Freundes Hector Morlaines zu erforschen.

Dieser machte es sich in einem Fauteuil bequem, ließ die Sohlen seiner Stiefel von dem lustig im Ofen prasselnden Feuer erwärmen und schaute mit augenscheinlichem Interesse auf den Dampf, der sich von seiner feuchten Fußbekleidung erhob.

Darauf streckte und dehnte er sich, rieb sich schmerzhaft die Hände und drückte sein Behagen über die wohlthätige Wärme aus.

Noch atmete auf. „Hector hat nichts gesehen,“ sagte er sich.

Nein, er hatte sicher nichts gesehen. Um sich dessen zu vergewissern, genügte es, ihn zu betrachten, wie er sich der wohlthuenden Wirkung des Feuers überließ, nachlässig zurückgelehnt, seine breiten, behaarten Hände auf die kraftfrohen Schenkel gestützt.

Unwillkürlich stellte sich noch zwischen seiner mageren, kraftlosen Gestalt und dem muskulösen Körper dieses rothaarigen Niesen einen Vergleich an, der durch den Reflex des Spiegels noch verschärft wurde.

Das Resultat fiel nicht zu seinen Gunsten aus, aber seine Stille wurde durch die Ueberlegenheit seiner Eleganz geschmeichelt, und diese mußte bei den Frauen schwerwiegend in die Waage fallen; zog ihn doch Gisela ihrem Gatten vor.

Ein fades Lächeln umspielte seine Lippen.

Noch de Stalys hatte Paris insolge eines zu tollen Lebenswandels, der seine Börse, sowie seine Gesundheit stark angegriffen, verlassen.

Er war gezwungen, Beides zu schonen, und lebte seit einigen Monaten auf seiner inmitten oder Ländereien gelegenen Besitzung.

Hier war sein einziger Nachbar, ein Jugendfreund, Hector Morlaines, den die Vorliebe für die

fiorene Erdboden halte ihre Schritte wieder. In seine Pelzjacke gehüllt, aus deren emporgeschlagenen Kragen die Pfeife hervorlugte, schritt Hector schweigend in schneller Gangart dahin, sodas Stalys sich eilen mußte, um gleichen Schritt halten zu können.

Er wagte nicht, den Marsch seines Genossen zu verlangsamen und fand keine Worte, um das brüderliche Schweigen zu brechen.

Wenn er auch überzeugt war, daß Hector nicht den geringsten Argwohn hegte, so fühlte er sich doch von einer sonderbaren Bekommenheit, einer fast abergläubischen Angst besungen. Gleichsam wie hypnotisiert schritt er an der Seite dieses Mannes, dieses verratenen Freundes, in der einsamen Stille der Nacht dahin.

Das Feld dehnte sich weit aus, kahl, kaum ein wenig gewellt, von einer merklichen Anschwellung des Bodens, dessen einformiges Profil nur hier und da von vereinzelten, gen Himmel starrenden Bäumen unterbrochen wurde, deren Zweige in schmerzhaften Zuckungen dräuende, entfleischte Fäuste zu ballen schienen.

Das Geleise der Eisenbahn sperrte die Felder mit seinem geradlinigen Bande ab, dessen metallische Schienen sich lang dahinstreckten und auf ihrer glänzenden Fläche die glitzernden Sterne wieder- spiegelten.

Rache, das ihn zwang, die Minuten, die Sekunden zu zählen! Dieser Todeskampf angeht des anderen, des Stärkeren, der sich rächte!

Er fühlte sich wie gehohlet von dessen wilder Freude.

Sterben, ach ja, sofort sterben!

Warum kam denn der Zug nicht an und erlöste ihn aus seiner schrecklichen Lage?! Noch vierzig Minuten! Ihm erschien es, als wenn er bereits eine Stunde lang gelegen hätte.

„Noch dreißig Minuten, noch!“

Diese Worte fielen zerschmetternd auf Stalys nieder. Er röchelte.

Ein zu schweres Gewicht bedrückte seine Brust: die unerbittliche Langsamkeit der Zeit! Er wollte nicht mehr denken, nicht mehr sich in seiner Hilflosigkeit verzehren, aber sein Geist gehorchte nicht mehr seinem Willen, sondern hielt ihm unaufhörlich das schreckliche Bild seines zermalnten Hauptes vor Augen.

Aber auch noch ein anderer, physischer Schmerz peinigte ihn. Die Kälte der gefrorenen Erde schlich in seine Glieder und erstarrte das Mark in seinen Knochen.

Das Blut, das eben noch in seinen Schläfen summt und gegen die Schläfe hämmerte, floß zum Herzen zurück und verlangsamte dessen Schlag.

Die Tränen, die seine Wangen bedeckten, bißen seine Haut, ätzend wie Vitriol-tropfen; die jetzt verlegten Augen waren wie von Nadeln gestochen, eine Schraube bohrte sich in den auf den Schienen liegenden Schädel und sein Nacken war wie von glühenden Zangen gezwikt.

Wöllig machte eine jähe Freude den Glenden erbeben.

Sein gegen den Boden geschmiegenes Ohr unterschied ein entferntes Geräusch, das stärker und stärker wurde, den Rhythmus sich nähernder gleichmäßiger Tritte.

Der die Strecke abschreitende Bahnwärter. Er war gerettet!

Die Schritte kamen näher.

Stalys wurde fast ohnmächtig in der Freudentrunkenheit der Hoffnung. Er litt nicht mehr, er lachte fast über seine Angst, er wußte wohl, daß er noch nicht sterben sollte.

Näher und näher kamen die Schritte, so nahe, daß Morlaines sie deutlich hören mußte.

Ja, die Rache entging ihm, und, erst einmal befreit, wird noch die Revanche nicht vergessen.

Sein Herz erweiterte sich vor Haß und Freude. Die Schritte hielten an, dann ertönten sie von neuem. Dann schien es dem Verdammten, als wenn sie weniger deutlich an sein Ohr gelangten, daß sie schwächer wurden, sich entfernten.

Noch wollte er hoffen. Der Mann hatte vielleicht außerhalb des Geleises etwas in Ordnung zu bringen und würde dann zurückkommen.

Noch versuchte zu rufen, doch wurde seine Stimme durch den Knebel erstickt.

Noch hörte er die Schritte, die aber schwächer und schwächer wurden. Sein Leben entfloß mit ihrem Verhallen. Er machte eine letzte, verzweifelte Anstrengung, sich zu erheben und versuchte mit den Fersen auf die Erde zu schlagen.

Aber die Kälte und die Fesseln hielten seine Glieder in unbezwinglicher Lähmung fest. Die Schritte erstarben.

„Noch, noch eine Viertelstunde!“

Vor Wut bohnten sich die Zähne tief in seine Rippen. Der Abgrund, in den er so jäh von der Höhe der Hoffnung, auf die er schon so fest vertraute, geschleudert wurde, war aber auch zu tief.

Aus Empörung hierüber erhob sich in ihm ein anderer Groll, ein neuer Haß: der Haß gegen Gifela, die erbärmliche Puppe, in deren Falle er sich so tölpelhaft hatte fangen lassen.

Das Leben verloren für ein Weib! Sein Leben, und für welch ein Weib!

Eine gewöhnliche Bürgerliche, die er nicht mal liebte!

Aber das war ja gar nicht möglich, das war ja geradezu stupid, wahnsinnig. Dieses elende Geschöpf! Wie gerne hätte er sie neben sich auf der Schiene gehabt, röchelnd vor Todesfurcht, wie sie vor Lust in seinen Armen gelächelt hatte.

Im Gebiete der Ovambos.



Postboten im Ovamboland.

Im Gebiete der Ovambos, von denen jetzt Unruhen befürchtet werden, haben es die Postboten nicht leicht; sie müssen außer den Postfächern ihren Lebensunterhalt (Mehl, Fleisch, Wasser usw.) für den vierzehntägigen Marsch nach Omaruru mitnehmen.

O, ihren Todeskampf genießen zu können, erst ihn genießen und ihr dann zu sagen, daß er sie verachte!

Doch daran denken zu müssen, daß, wenn er erst einmal tot war, dieser Mann, sein Henker, dieser einfältige Tropf, seiner Frau vielleicht verzeihen würde, anstatt sie in gleicher Weise zu strafen, daß sie jedenfalls ihr Leben behalten würde. O, leben, leben, das nur allein, leben!

„Noch, noch zehn Minuten!“

Und dieser Mann, dessen Stimme seine Todesangst standierte, dieser Feigling, das war sein Freund gewesen, er hatte ihm die Hand gereicht, ihn belogen, um seinen verräterischen Plan desto sicherer ausführen zu können! Noch wurde rasend vor Wut beim Gedanken an den Revolver, den er nutzlos in der Tasche fühlte.

Wie blind und vertrauend er aber auch war, sich so leicht von dem Chemann überhöpeln zu lassen! Morlaines dagegen, wie verschlagen!

Hatte Finner denn aber gar kein Blut in den Adern, um solange Gleichgültigkeit heucheln zu können,

anstatt sofort die Meineidige zu verstoßen und ihn zu fordern.

Ah, ein Duell zwischen ihnen beiden!

Er würde sicherlich nicht gefehlt haben. Er sah sich auf dem Blase, auf ihn anlegend, ihm den Leib zerschneidend und ihm die Eingeweide herausreißen.

Schaum trat auf seine Rippen. Ja, er würde ihn haben bluten lassen, diesen elenden Hund.

Die Ohnmacht seiner Wut vergrößerte nur seine Qualen. Er wünschte den erlösenden Tod herbei, schloß die Augen und wartete.

Ein warmer Hauch streifte sein Antlitz. Hector, der Machtlosigkeit seines Opfers sicher, hatte sich über ihn gebeugt und löste die Enden des Knebels von den Schrauben der Schiene. Dann, Gesicht gegen Gesicht, höhnte er den Räuber seiner Ehre:

„Rette Dich doch, noch! nur noch drei Minuten, rette Dich doch!“

In weiter Ferne war jetzt ein leises, dumpfes Gemurmel zu hören, dessen unmerkliche Schwingungen die Schienen weiterpflanzten.

Das Grollen, zuerst schwach wie das Summen einer einzelnen Biene, erhob sich zum Rauschen eines ganzen Schwarmes und schwoll an zum wilden Getöse eines tobenden Meeres.

Dann erbehte der Erdboden von dem Gedröhne des heraufstauenden Zuges. Das Heulen der Pfeife verlängerte sich ohrenzerreißend, und weit unten am Ende des Schienenweges leuchteten zwei Punkte auf.

Nach und nach wurden sie größer und erweiterten sich zur glühenden Pupille eines Raubtieres.

Ein gleichmäßiges, ruckweises Hämmern erschütterte die Schienen.

Der Gypfess rasch mit seiner Labung heran.

Durch die schmerzhaft abwendung des Halses, die einzige Bewegung, in der seine Muskeln seinem Willen gehorchten, starrte Stalys das Nahen der glutspühenden Augen an.

Das war sein Ende. Aber dieses unerwünschte Ende stieß er zurück mit der ganzen Empörung seines Geistes.

O, noch eine Stunde der Todesangst, nur noch nicht sterben. Leben, aber leben!

Nichts, nichts hielt die rauchende Bestie auf. Das Gefühl des Abtreihens verzerrte bereits seine Halsmuskeln. Er wollte das Gesicht abwenden, um wenigstens nicht sehen zu müssen. Aber die blutigen Glocken der mörderischen Maschine faszinierten ihn und zogen magnetisch seine aus den Höhlen tretenden Augen an.

Durch den Knebel wand sich ein rauher Ton, ein erwürgtes Bellen, lachend, seufzend, wild, wahnsinnig.

Der Zug kam heran.

Der glänzende Stahl der Räder brannte die Schienen; in goldenen Tränen rieselte die Asche aus dem Bauche des Ungetüms; noch eine Drehung, und es war zu Ende.

Noch schien es, als wenn die Maschine auf ihren Rädern glitt, bis an sein Gesicht heran, ohne vorwärts zu rollen, solange dauerte diese letzte Sekunde. Sein Antlitz wurde in dem polierten Stahl wie in einem Spiegel reflektiert.

Sein verrücktes Hirn bildete sich ein, dort ein Leben gelebt zu haben, daß die Jahre sich angehäuft

hätten, denn er sah sich in dem Spiegel als Greis mit schneeweißem Haar. —

Durch das donnernde Getöse des dahinjagenden Zuges drang ein markerschütterndes Geheul an die Ohren des Maschinenisten und Heizers, das ihnen das Blut in den Adern erstarren machte. Gleichzeitig unterschieden sie eine undeutliche, verschwommene Gruppe am Rande des Geleises, dann verschwand alles im Schatten hinter ihnen.

Der Gypses war vorüber. Morlaines entseffelte Stahls, den er im letzten Augenblick aus Mitleid, vielleicht aber auch aus Raffinertheit, von den Schienen gerissen hatte. Und sobald der Mann sich frei sah, entfloß er, seinen Hals mit beiden Händen umklammernd, und erfüllte die dunkle, stille Nacht mit dem wahrnünftigen Geheul: „Mein Kopf! Mein Kopf!“

Sturm im Kanal.

Stütze aus dem Holländischen von Samuel Falkland (Herrn. Heyermans).
Deutsch von Adolfa Walt.

Die wollten — wir mußten — von London nach Paris. Einige unerwartete, unangenehme Ereignisse ließen uns keine Wahl. Wir hatten keine romantischen Gründe zu unserer Reise — uns war einfach das Geld ausgegangen. Als wir in Newhaven ankamen, besaßen wir noch zehn Schillinge. Zeitbens werden wir die zehn Schillinge nicht vergeßen, die Verzweiflung, Angst, Sorge und Not, die wir durchgefokiet haben. Schweigend hatten wir die Straßen in London bis zur Vittoria-Station durchwandert. Es stürmte, und wir dachten mit Sorgen an die Seefahrt. Aber in dem dahineilenden Zuge spürte man den Wind nicht. Man schlief ein, wurde hin und wieder auf Zwischenstationen geweckt und schlief wiederum ein, müde von den Anstrengungen des Tages. Und dann waren wir angelangt. Die elektrische Vogenlampe am Mittelmaß warf ihren hellen Schein in die dunkle Nacht, beleuchtete die kupfernen Maschinen, die Männer, die, mit Koffern beladen, hin und her liefen.

An der Landungsbrücke hing eine Tafel: Das Schiff wird, statt um elf Uhr, um ein Uhr abfahren. In unserer Lage, nachdem wir eben das warme Coupé verlassen hatten, ärgerte uns das. Wir hatten sicher darauf gerechnet, früh in Paris zu sein, um mit einem Freunde zusammen zu treffen. Es schien uns beiden, als ob die Abfahrt auf der schwarzen, schaurigen, heulenden See mitten in der Nacht die Schreden der Reise noch vermehrte.

Es war ein kleines Dampfgeschiff mit geringer Tiefe, kaum größer als ein Flußdampfer, fast um die Hälfte kleiner als das Schiff, mit dem wir von Holland gekommen waren. Schlafkajüten konnte man bekommen für ein Pfund Sterling extra. Aber wir hatten nur zehn Schillinge. Und selbst Reisende erster Klasse schliefen im Salon auf den Bänken, weil die Kajüten durchaus nicht einladend aussahen und niemals mehr als ein Bett enthielten.

Vertrießlich, müde saßen wir und warteten. Ueber uns, an der langen gedeckten Tafel saß man beim Essen, bei kaltem Geflügel, Zunge, Roastbeef und Chefter. Sie tranken Champagner, Whisky und Bier, um schlafen zu können. Wir hatten auch Appetit. Aber — das brauche ich wohl nicht nochmals zu erläutern — mit Geflügel und dergleichen Sachen ist unter Umständen nicht zu unterhandeln.

So gingen wir auf Deck und sahen uns um. Entsetzliches Wetter! Heulend fuhr der Sturm gegen die Pflanzen. Es war kein Mensch zu sehen. Das elektrische Licht schien auf Schornstein und Kessel. Nahebei schimmerte durch die Finsternis Licht aus einem Hause. Hinter uns das graue, wildbewegte Wasser, nur beleuchtet von dem purpurnen Schein eines Leuchtturmes.

Und während wir dastanden, nahm die Macht des Sturmes zu. Die Wellen waren schaumgekrönt, das Schiff kam leicht ins Schwanken.

Meine Frau sagte, daß sie, wenn es möglich wäre, lieber am Tage reisen würde. Wir konnten nur mit Mühe einander verstehen. Ich sagte: Es geht nicht,

Du weißt es. Ihr Mantel flatterte, mit den Händen hielt sie den Hut fest. Der Sturm verschlang meine Stimme.

Ich wollte doch einen Versuch wagen, vielleicht ließ es sich ermöglichen. Wir hatten noch anderthalb Stunden Zeit. Zwischen den Schienen, die den Weg anzeigten, ging ich vorsichtig auf die Häuserreihe zu. Das war ein Hotel. Laut schallte die Glocke durchs Haus. Sie schliefen schon. Ich klingelte noch einmal. Pantoffeln schlürften durch den Gang. Ob sie ein Zimmer hätten? Yes, Sir. Und der Preis für zwei Personen? Acht Schillinge, ohne Frühstück. Rasch rechnete ich im Kopf zusammen — acht Schillinge — und Trinkgeld — und Frühstück — und Tagesfahrt — und an Bord etwas essen müssen — und abends in Paris ankommen ohne einen Cent in der Tasche, ohne eine Mahlzeit einnehmen zu können. — Nein. — Ganz unmöglich. — So blieb keine Wahl, wir mußten auf See. Ich murmelte etwas von Wiedertommen und ging den Weg zurück. Ja, eine angenehme Lage war es nicht. Vor sich einen Seesturm, hinter sich ein behagliches Hotel, ein warmes Bett. Aber, bei solchem Sturm würde das Schiff nicht fahren. Wenn das Leben der Passagiere in Gefahr käme, würden die Seeleute es auch nicht wagen, und mit solchen Gedanken kämpfte ich mich gegen den Sturm bis zum Schiffe durch.

Auf Deck rebete ich einen Matrosen an. Er fand es recht schlimm und ich lauschte angstvoll auf den Tonsall seiner Stimme, auf jedes Wort, das er sagte. Sie hätten die Abfahrt, zwei Stunden später abzufahren, weil bei solchem Wetter die Einfahrt in Dieppe gefährlich war und es besser wäre, bei Tageslicht anzukommen. Nach diesem Gespräch mit dem Matrosen ging ich wieder hinunter. Zum Glück aßen sie nicht mehr, sie hatten sich zum Schlafen hingelegt. Es war das Beste, es ebenso zu machen. Aber dann mußten wir uns trennen. Die Frauen waren in einem anderen Raum. Wir beschloßen, aufzubleiben und sitzen an, uns zu unterhalten, sprachen über alltägliche Dinge, von diesem und jenem, um uns abzuleiten und nicht immerfort auf das Heulen des Windes hören zu müssen. Und dann, gegen ein Uhr, hörte man das Raseln der Maschine, den schrillen Ton der Dampfheiser und das Schiff ging in See.

Was dann geschah, ist mir in der Erinnerung wie ein schwerer Traum — schlimmer — nicht zu beschreiben. Wir saßen auf einer Holzbank, hinter dem Segel, entschloßen, während der sechsständigen Fahrt an dieser Stelle auszuharren.

Doch es dauerte keine fünf Minuten — wir waren kaum aus dem Hafen heraus — so donnerten Sturzwellen über Deck und das Schiff schwankte so, daß kein Gedanke daran war, hier sechs Stunden auszuhalten. Das Wasser ergoß sich über unsere Füße, wir wurden hin- und hergemorfen, da war nichts mehr zu überlegen, wir mußten nach unten. Ich erinnere mich, daß ich beinahe die Treppe hinunterfiel, daß meine Frau in die Damen-Kajüte hineingeworfen wurde und daß ich nach der Bank im Salon kroch und zwischen den Füßen eines Unbekannten und dem Kopf eines Unbekannten ein Lager fand. Die Seetrunkheit will ich nicht weiter schildern. Ich meinte nach vielen Seereisen darüberhin zu sein, aber das war ein Irrtum. Bei solchem Sturm auf solch kleinem Schiff ist keiner davor bewahrt. — Nicht noch einmal möchte ich diese lange, verzweiflungsvolle Todesangst ausprechen, allein, zwischen Fremden.

Der Sturm war entsetzlich geworden. Mit tosender Gewalt überlörte er alles, das Getöse der Maschinen, das Krachen des Schiffes. Die Lampen schwankten bestig, die Gläser fielen vom Tisch. Angstvoll klammerte ich mich an die Bank, um nicht heruntergeschüttelt zu werden, und kalt von Entsetzen schrakman zusammen, so oft ein gewaltiger, donnerartiger Schlag das kleine Schiff traf. Dann meinte ich, jetzt sei der Augenblick gekommen, daß das Wasser sich niederstürzen würde, die Treppe hinab, in die Kajüte hinein, alles überslutend, die Unbekannten und mich selbst mit fortweisend, um uns gegen den Tisch, gegen die Trümmer zu schleudern, um uns zu umklammern und zu ersticken, als faßte eine eiserne Klaue um die

Rehle. Gott sei Dank, es geschah nicht. Aber nach kurzem Liegen flog ich in die Höhe und sah die andern aufstehen. Ein gewaltiger, ungeheurer Schlag dröhnte durch die Kajüte. Das Schiff schien hochgehoben und gegen eine Felswand geschleudert zu werden — alles frachte, harrte, bewegte sich — ich klammerte mich fest. Nun ging es zu Ende — oh — oh — so erstickte zu müssen — von einander getrennt — meine Frau dort — ich hier — keine Kraft zum Schwimmen! — Oh Gott — das Wasser einschürfen, es fühlen in meiner Kehle, in meiner Nase — und dann — und dann —

Das Schiff dampfte weiter, hin und her geworfen, geschüttelt, krachend, überflutet. Jeden Augenblick dachte ich, daß der Kampf zu Ende sei — schließlich hoffte ich es sogar, nur um erlöst zu werden von dem furchtbaren, graufigen Lager, zwischen dem Kopfe eines Unbekannten und den Füßen eines Unbekannten, fast nicht mehr inlande, die Bank fernerhin zu umklammern. Aber sobald ich sie losließ, war es um mich geschehen.

Dazu die Gedanken. Graufig sind solche Stunden der Todesangst, untagbar schrecklich. Alles dreht sich im Kopf durcheinander. Die unbedeutendsten Kleinigkeiten fielen mir ein — meine Hühner daheim — und was ich gestern erlebt hatte — und daß ein Knopf von meinem Oberhemde abgesprungen war — und Van Deyssel, den Jan Vety so gut getroffen hat — und was der Portier eben gesagt hatte. Acht Schillinge — ohne Frühstück — und der Maît mit der strahlenden Ruggelampe — und die Füße des Unbekannten vor mir, ob er Stiefel anhatte oder Galtschuhe zum Knöpfen. Und beim Schaukeln des Schiffes wiederholte ich, wie ein Idiot, immer nur das letzte Wort — Knöpfe — Knöpfe — Knöpfe — bis die Tränen aufstiegen im Gedanken an meine Frau — und wie der Steward gefagt hatte: „Es wäre ungehörig, wenn Damen hierherkämen.“ — Dann wieder sah ich den Zeitungsbericht vor mir — „Auf der Reise von Newhaven nach Dieppe verunglückte unser Mitbürger.“ — Und wenn ich angefüllt würde — wer sollte die Transportkosten nach Amsterdam, wer die Begräbniskosten bezahlen?

Dann wieder das Verlangen nach Ruhe, nicht mehr das Heulen des Windes zu hören, das Kreiseln und Krachen, das Stampfen der Maschine — nur eine Sekunde still liegen können, ohne gefloßen und geschüttelt zu werden — die Arme ausstrecken dürfen und in Schlaf versinken, so wie ich mir den Tod ausmalte, als ein Gefühl tiefster, unendlicher Ruhe, ohne das wahrnünftige Klappen der Pulse, ohne die innere Glut und den eiskalten Kopf.

Die Nacht ging vorüber, die lange Nacht mit ihren endlos scheinenden Stunden. Als ich endlich bemußlos war, kam der Steward, mich nach zu schütteln. Die Küste war in Sicht. Und die Lebensluft flammte wieder auf, und ich sprang von der Bank und eilte nach oben. Da stand ich unter lauter fremden Menschen. Und jeder äußerte lebhaft seine Empfindungen, seine Freude, seine Dankbarkeit. Die See in der grauen, fahlen Morgenstimmung war minder bewegt. Wohl schlugen noch Wellen über Bord — aber das empfand man nicht unangenehm bei Tagelicht. In der Ferne sahen wir die Küste und je näher sie kam, um so leichter wurde uns ums Herz. Schweigend blickte ich hinüber, sah ich das Schiff in den Hafen einbiegen — sah Strandjücker am Strande beschäftigt, in gebückter Haltung — und nahe bei der Mündung lag in dem grauen, fahlen Frühlicht ein gestrandetes Schiff, der Rumpf umspült von den grünen, schäumenden Wellen.

Im Hafen kam Stille über mich, Stille inmitten des lebhaften Treibens, Stille im Anblick des Christusbildes oben auf dem Damm.

Eine Viertelfunde später trank ich eine Tasse Bouillon mit etwas Salz und Pfeffer.

Mehrere Stunden später befanden wir uns in Paris — noch immer ergriffen und sonderbar bedrückt.

Und abends war auf einem erleuchteten Transport vom „Le Temps“ zu lesen, daß Sturm im Kanal gewesen war — und — noch immer schwindelnd — bewegten wir uns durch die lebhaft, fröhliche Menge.

Weltberühmte Zeitzer
Kinder-, Sport- u. Letter-
wagen, alle Holzwaren, eis-
Bettstellen, Remonde-Fahr-
räder von 62 Mk.
Dan, Näh-, Wring-,
Wasch- und Mangel-
maschinen
kaufen Sie bei uns
enorm billig.
Vertreter an allen
Orten gesucht.
Hauptkatalog gratis.
Erstes Sächs. Versand-Magazin
Zeitzer 74.

Gummi-Waren
hygien. jeder Art. Viele Neheiten!
Concurrenzlos billige Preise.
Grosser illustr. Katalog gratis u. fr.
JOS. MAAS & Co.,
Berlin 139, Oranienstrasse 108.
Grösstes Haus der Branche.

Neue Heilmethode!
Viele Leugner von Stranfen die an Gery-
tloffen, Nervenlähmung, Mattigkeit,
Schlaflosigkeit, Krämpfe, Nerven-
schmerzen, Magen- und Nieren-
leiden, Gliederreihen, Wasserlässe,
veralteten Garm- und Gaudeliden ge-
heilt haben und auf höchste Stufe Gehlung
erlangen. Kom für die feine Heber an das
Auraldepot Dachauerstrasse 90,
München und lege Rückporto bei.

Pflegt die Zähne mit
Tilit
anerkannt das feinste, anti-
septische Mundwasser der
Gegenwart.

Beingeschwüre,
Kramfaberleid., Salzfluß, Nichten,
Scropheln, Exziten, Stindens- und Gie-
lenle., Hautkrankh. ic. behaubet nach
17jähr. Erfahrung mit nachweislich
bestem Erfolge.

Carl Müller,
Berlin 30, Alexandrinenstr. 114.
— Verkaufst. kostenlos. —
— Prämiiert: Paris 1900. —

Schönheit
Reizend, Teint, weisse Hände,
weiche glatte Haut d.m. f. duft.
Crème Birken (ges. gesch.).
Nicht fettend. Dose M. 1.50.
Unschädlich bei spröder
Haut, Frost, Jack, Wunde-
sein, Rötze, Mitessern,
Sommerpross, u. schlaff.
Haut (Falten). Nur in Berlin b. Franz
Schwarzlose, Leipzigstr. 56, Colonnade.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuester Katalog
m. Empf. viel Aerzte u. Prof. gratis u. fr.
H. Unger, Gummwarenfabrik,
Berlin N., Friedrichstr. 131c.

Hygien. Gummi-Waaren.
Preisliste gratis
Phil. Kämpfer, Frankfurt a. M. 19.

Direkt von der Fabrik. **Lyra-Räder**
(Modell 1904.)
sind anerkannt die
besten u. billigsten.
Volle Garantie. Probeendung
bereitwilligst
Starke Tourenmaschinen, 62,50 Mk.
Schneldige Halbrenner v. 62,50 an.
Pneumatiks mit Garantie:
Laufdecken à 5,—, pr. à 6,25 Mk.
Luftschlänche 8,25 Mk., pr. 9,50 Mk.
Pneumatik ohne Garantie:
Laufdecken 4,25 Mk., Luftschlänche 2,75 Mk.
Vertreter gesucht! — Preisliste gratis!
Richard Ladewig, Prenzlau Nr. 173.

Musik im Hause
Spieldosen
mit Garantie versend. portofr.
Thüringer Musikhaus
Pollda 10.
Katalog gratis und franko.

Sommerproifen.
Misser, unreine Haut beseitigt
unter Garantie eine Flasche
„Odona“ à 3 Mk. franko.
Cosm. Laboratorium F. Plagemann,
Berlin, Böttcherstrasse 30.

Buch über Ehe
von Dr. Retau m. 39 Abb. 1141 30. 2.50 mit
30. 1.50. Brechtliche über mit Bilder gratis.
K. Oelmann, Ronhans 129.

Lesen Sie!
Das Buch über kleine Familie.
Preis mit Briefporto 80 Pfennige.
Emil Kunze, Leipzig-Th. 34.

Flechtenkrankhe.
für alle durch jugendliche Ver-
rührungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
51. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
leidet. Tausende verdanken Lasten
selben ihre Wiederherstellung. Zu
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markte 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
rührungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
51. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
leidet. Tausende verdanken Lasten
selben ihre Wiederherstellung. Zu
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markte 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

62 Mark ein Fahrrad Laufmantel 4 Mk
Katalog gratis.
H. Waldeler, Fahrradfabrik, Lemgo.

Deutsch-erstklass. Roland-Fahrräder
auf Wunsch auf Teilzahlung.
Anzahl 25—50 Mk.
Abzahl. 8—15 Mk.
monat. Gegen
Barzahlung
lief. Fahrräder
v. 70 Mk. an
Man verlange umsonst Preisliste.
Roland-Maschinen-Gesellschaft
in Cöln 451.

Wissen Sie es schon?
dass Sie sich aus **Ihr em resp. jedem**
Fahrrade
ohne Abänderung desselben
— ein Motorrad —
machen können ohne Hunderte von
Mark auszugeben?
Verlangen Sie sofort Prospekt und Preise
hierüber.
Komet-Fahrradwerke
A.-G., Dresden 206.
Beste und billigste Bezugsquelle für Fahrräder
und Zubehörteile.

Vergleichen Sie
alle Angebote in Herrenkleiderstoffen
in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise,
dann kaufen Sie bestimmt bei
Christian Günther,
LEIPZIG-
PLAGWITZ
Postfach N^o 62.
Bekanntestes
Tuch-Versandgeschäft.
Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Roverkönig
Bestes Fahrrad der Welt!
Katalog gratis.
Billigste Preise. Solvente Vertreter gesucht.
Roverkönig-Fahrrad-Industrie W. Staby, Unna I. W. 61.

Sie erzielen bei
Asthma & Kurzatmigkeit
überraschenden Erfolg mit
Herner's Asthma-Mixtur
à Flasche 3.— Mk.
Hauptdepot für Deutschland:
Salomonis-Apotheke, Leipzig.
Best. Compant. Quebrachstraße 22 50, Bismarck-Platzstr. 22 20, Weidenb. Sternstr. 22 40,
Weinberg 16 a Ohmbäcker 16 a, Heimschw. 32 a, Sasseholz, Irms. 22 80, Wasser ad 1000 a Glycerin 100 a

U Genfer und Glashütter
Uhrenfabriklager
G. Jäger, Konstanz 24.
Uhren-Versandhaus
14 Tage zur Probe
versende ich gegen Nachnahme meine
Silber-Remontoir, Reichstempel 600,000, mit
feinem Goldrand zu 9 Mk.
Nickel-Remontoir (Ankerwerke) 4
Weckerhren 2
Nur Prima-Werke mit 2jähriger schriftl. Garantie.
Kataloge mit über 700 Abbild. franko und gratis.

Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife
von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**
erzeugt ein artzes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen,
weissammweiche Haut, blendend schönen Teint u. beseitigt Sommer-
sprossen sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à Stck. 60 Pfg. in allen
Apotheken, Drogen-, Parfüm- und Sellen-Geschäften.

An die grosse Glocke
muss es gehängt werden, dass
Cäsar-Fahrräder
die Besten und Allerbilligsten
sind. Verlangen Sie gratis und franko meinen
152 Seiten starken Hauptkatalog, welcher reiche
Anwahl auch in
Glocken, Laternen, Pneumatic, Sättel,
Achsen, Conen, Schalen, sowie Näh-
maschinen, Schallplattenapparaten,
Phonographen, Petro/umöfen und
Elektrische Lampen
zu staunend billigen Preisen enthält.
F. A. Lange, Leipzig 5,
Carlstrasse 22.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

Nirgends kaufen Sie billiger u. besser
als bei der berühmten Stahlwaren-Fabrik und Versandhaus
E. von den Steinen & Co., Wald bei Solingen 278.

Nur 2 Mark franco Haus
beide Gegenstände zusammen.
Bitten Kollektion No. 11 gegen Nachnahme zu bestellen.
Umsonst u. portofrei illustr. Haupt-Katal. ca. 4000 Gegenstände enthaltend, zu billig Preisen.
Elegante Sport-Börse 7x7cm la. Glanz-Moutonleder mit Zahltasche und Extra-Verschluss für Gold und Silber.
Hochfeine moderne Herren-Doppeluhrkette mit Kompass-Anhänger. Electro plattirt Gold, sehr haltbar, ganze Länge ca. 35 cm.

Krebs-, Magen- u. Leber leiden
verdächtige Geshwülste, innere u. äussere Wucherungen sowie Anstetzung u. Vererbung v. Krebs betrifft meine Schrift, die ich mit viel. beglaubigten Danksch. (auch v. Geistlichen, Jurist. usw.) für 10 Pf. in Briefen verleihe. Angebl. harml. Wucherungen sind oft krebsartig.
A. Strop, Neuenkirchen Nr. 145 Kreis Wiedenbrück, Westf.

Verantwortlich für die Redaktion, für Gefährliches und Ungeigen: Fritz Giggel, Berlin S., Verlag von Max Paich, Berlin SW.; Rotationsdruck von Wilhelm Greve, Berlin SW.